

und apokalyptischer Form der Verkündigung des Todes Jesu entstanden zu unterscheiden. Die Traditionsgeschichte der Aussagen dürfte nach Popkes von den Aussagen über die Dahingabe Jesu durch Gott (Mk 9,31; Röm 4,25) zu denen über die Selbsthingabe Jesu verlaufen sein. Allerdings vermißt man den Nachweis, wieso die nach Popkes älteste Aussage Mk 9,31 zu einer (präsentisch formulierten!) Selbst-Aussage Jesu werden konnte: Der Menschensohn wird in die Hände der Menschen dahingegeben. Obwohl der Verfasser seine Untersuchung nicht mit der gesamten Menschensohnproblematik belasten konnte, bleibt die traditionsgeschichtliche Analyse gerade in diesem (für die vorgelegte Rekonstruktion) entscheidenden Punkt fraglich. Dieser Hinweis kann aber im ganzen keinesfalls den großen Wert der überaus sorgfältigen Arbeit mindern, die reiche und neue Einblicke in die Entwicklung der frühen Christologie gewährt, insbesondere etwa auch die Diskussion um den möglichen oder faktischen Einfluß von Is 53 auf die Konzeption der Dahingabe-Christologie erfreulich umsichtig führt. Was über die Gefährdung der beiden Aussageformen (Dahingabe durch Gott – Selbsthingabe Jesu) in theologischer Systematik ausgeführt wird, verdient Beachtung von allen, die sich um theologisch verantwortliche Sprache mühen.

R. P.

GOTTFRIED SCHILLE: Die urchristliche Kollegialmission (ATANT 48). Zürich 1967. Zwingli-Verlag. 216 Seiten.

Die Studie Schilles gehört in ein weit gespanntes, sehr anregendes Forschungsprogramm des Autors (vgl. FR XIX 69/72, 1967, S. 130 f.). Schille prüft die in den Evangelien greifbaren alten Berufungstraditionen, die er als Mitarbeiterlisten aus der frühen Mission interpretiert, die Apostellisten und die Grußlisten der paulinischen Briefe und meint, aus ihnen auf urchristliche Missionskollegien schließen zu können. Man muß dem Autor dankbar sein, daß er neue Wege zur Lichtung des über den christlichen Anfängen lastenden Dunkels erschließt, auch wenn sich nicht alle von ihm angebotenen Wege als gangbar erweisen. Über die Bedeutung der Arbeiten Schilles für das jüdisch-christliche Gespräch ist im letzten FR (s. o.) das Nötige gesagt.

R. P.

RUDOLF SCHNACKENBURG: Christliche Existenz nach dem Neuen Testament, Band I und II. München 1967 und 1968. Kösel-Verlag. 196 und 196 Seiten.

Die zweibändige Sammlung von „Abhandlungen und Vorträgen“ des bekannten katholischen Neutestamentlers soll „in der heutigen, trotz aller Unruhe verheißungsvollen Neubesinnung von der Bibel her einige Anregungen und Anstöße zum Nachdenken geben“ (I, 10), in der Neubesinnung auf die christliche Existenz im Gespräch mit der Theologie der Bibel. Schnackenburg zielt mit seinen Beiträgen in die Mitte der christlichen Existenz, die er grundsätzlich zu erhellen sucht (Band I: Der Mensch vor Gott – Zum Menschenbild der Bibel; Das Verständnis der Welt im Neuen Testament; Band II: Christliche Existenz in dieser Welt nach Paulus; Christliche Freiheit nach Paulus; Der Christ und die Zukunft der Welt) und die er in wesentlichen Teilaspekten vom Zeugnis der Bibel her auslegt (Band I: Umkehr-Predigt im Neuen Testament; Glauben im Verständnis der Bibel; Nachfolge Christi; Die Bergpredigt Jesu und der heutige Mensch; Die Vollkommenheit des Christen nach Mat-

thäus; Band II: Die „Mündigkeit“ des Christen nach Paulus; Christ und Sünde nach Johannes; Leben und Tod nach Johannes). Ist der erste Band mehr am Zeugnis der Synoptiker orientiert, so der zweite mehr an denjenigen Pauli und Johannes'. Der erste Band belegt in einigen Beiträgen exemplarisch, daß Schnackenburg nicht nur historische biblische Theologie vorlegen, sondern ins Gespräch mit dem heutigen Menschen eintreten will, dessen Suchen und Fragen ernst genommen wird (I, 109 f.; II, 9 u. ö.). Auch verdient besonders vermerkt zu werden, daß in den beiden Bänden eine wirklich gerundete und keineswegs eine zufällige Sammlung von thematisch bezogenen und einander ergänzenden Abhandlungen vorliegt. Schnackenburgs Vorträge und Abhandlungen sind eine vorzügliche Orientierungshilfe im gegenwärtigen Gespräch über die christliche Existenz in unserer Welt, die sich *als christliche Existenz* nach dem Neuen Testament verstehen muß.

R. P.

WERNER H. SCHMIDT: Alttestamentlicher Glaube und seine Umwelt. Zur Geschichte des alttestamentlichen Gottesverständnisses. Neukirchen-Vluyn 1968. Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins. (Neukirchener Studienbücher Band 6, Ergänzungsbände zu den Biblischen Studien.) 252 Seiten.

Keine israelitische Religionsgeschichte will der Verfasser bieten, sondern die Beziehungen von alttestamentlichem Gottesglauben zu den Gottesvorstellungen der Nachbarvölker Israels von der Frühzeit bis zum nachexilischen Judentum in Palästina und in der Diaspora untersuchen. Diese Untersuchung wird ganz von selbst zu einer Geschichte des alttestamentlichen Gottesverständnisses (aber nicht seines Kultes, seiner Opfer, seiner Totenbräuche usw.).

Die Untersuchung geht von der Tatsache aus, daß der alte Orient Israel nicht nur in seiner staatlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Ordnung beeinflusst hat, sondern auch in Kult und Religion. Und das betrifft nicht nur Randerscheinungen der israelitischen Religion, nicht nur die Benutzung fremder Ausdrucksformen, die wechselnden Begegnungen mit den Umweltreligionen haben sogar zentrale Aussagen von Gott selbst verändert. Umgekehrt hat Israel auch vieles von den Gottesvorstellungen der Umwelt abgewiesen. Und was es übernahm, blieb nicht unverändert, sondern erfuhr eine Neuinterpretation und eine Umprägung. Die Andersartigkeit der israelitischen Religion gegenüber den Religionen in seiner näheren und weiteren Umgebung fiel auf. Israel war bei allem mit dem alten Orient Gemeinsames ein Fremdling in seiner Welt. Seine Eigenart hing mit seinem Gottesverständnis und dem daraus sich ergebenden Geschichtsbewußtsein zusammen. Dafür gibt es im alten Orient keine Parallele. Wohl ist Israels Glaube im Laufe der Zeit nicht gleichgeblieben. Aber was an ihm durch die Jahrhunderte hindurch beständig blieb und eben seine Eigenart am Anfang und am Ende ausmachte, waren jene Kräfte, die seit Anfang wirksam waren und zu denen sachlich unbedingt das erste Gebot gehörte. „Der Anspruch des ersten Gebotes verbindet ... die frühere mit der späteren Zeit. Insofern ist das Kontinuum von Israels Geschichte zugleich das Kriterium, mit dem Israel die Auseinandersetzung mit seiner Umwelt führt“ (S. 11).

In der Hauptsache handelt es sich um den Einfluß, den die religiösen Anschauungen, Kulte und Gebräuche der

Kanaanäer auf die Gottesvorstellung Israels ausgeübt haben könnte. Der Verfasser beginnt mit dem Götter- und Gottesglauben in *Israels nomadischer Vorzeit*, bespricht den Gott der Väter, dessen Bild durch die Berührung mit den kanaanäischen Landesgöttern, ihren Heiligtümern und Kultlegenden sich gewandelt habe. Er gibt zu, daß mangels des nötigen Quellenmaterials sichere Ergebnisse nicht aufzuweisen seien, sondern mit vielen Vermutungen gearbeitet werden müsse. Der Gott der Väter sei dann im Gott des Exodus und in dem vom Sinai, d. h. in Jahwe, aufgegangen. Entsprechend neuerer traditionsgeschichtlicher Forschungen ist auch er der Ansicht, die Jahweverehrung gehöre nicht zum Urbestand der Sinaitradition, wie auch nicht festzustellen sei, wo das erste und zweite Gebot sowie das Sabbatgebot herstamme. Er betrachtet sie als Eigenheit und Sondergut der Religion Israels.

Zur *Frühzeit nach der Landnahme* übergehend, betont er, daß es durch den Übergang von der nomadischen zur bäuerlichen Lebensweise bei den Israeliten zu einer gewissen Nivellierung der Gegensätze zwischen ihnen und den Kanaanäern gekommen sei, so daß es u. a. Gemeinsamkeiten im Kult, ja sogar einen gewissen Synkretismus gegeben habe. Andererseits aber sei der Jahweglaube und die Jahweverehrung durch die Erfahrung, die die Israeliten mit ihrem Gott als Kriegsgott in den heiligen Kriegen, durch den damit verbundenen Bann, durch die Tatsache, daß einzelne Männer vom Geist Gottes ergriffen wurden, durch den Zwölfstämmebund und die einzelnen Heiligtümer, besonders durch das Heiligtum, das die Bundeslade barg, neu angefaßt und gestaltet worden.

Die *Königszeit* brachte, wie der Verfasser weiter darlegt, eine tiefe Wandlung und Bereicherung der Gottesausagen Israels. Dazu trug bei, daß der kanaanäisch-israelitische Synkretismus in voller Blüte stand, daß die Zionstraditionen sich bildeten und entwickelten, die mit uralten mythischen Motiven durchsetzt gewesen seien, daß ein neues Verhältnis Jahwes zum dynastischen Königtum aufkam. Der El und der Baal der Kanaanäer wurden Anlaß zu entschiedeneren und neuen Aussagen über Jahwe. Man sprach vom Königtum Jahwes, vom heiligen Gott, vom lebendigen Gott. Man schilderte seine Macht und Schrecklichkeit in Bildern von Naturtheophanien. Man stellte ihn jetzt als Schöpfer heraus, erinnerte an seinen Drachen- und Meereskampf. Neben seinem Wirken in der Geschichte erkannte man jetzt auch sein Wirken in der Schöpfung. Mythisches und geschichtliches Denken gingen parallel. Aus den Vorstellungen vom altorientalischen Königtum erstanden die Themen vom Sohn Gottes, vom Ebenbild Gottes und vom Messias. Träger des Neuen und doch ewig Alten in der Jahwereligion wurden jetzt die Propheten, die als Heils- und Unheilskündler der angestammten Religion eine neue Note gaben.

Die *Spätzeit*, d. h. die exilische und nachexilische Zeit, machte aus dem einstigen Stämmebund die jüdische Gemeinde. Die Katastrophe vom Untergang Jerusalems im Jahre 587 v. Chr. und die Gefangenschaft brachten Glaubenskrisen und Wachstum im Glauben. In eine neue Zukunft weisen Ezechiel und Deuteronomias; ihre neuen Aussagen über Gott entzündeten sich an den Göttern des Herrschervolkes. Neubesinnung und Ausweitung des theologischen Denkens traten ein, die sich nach dem Exil bei den Daheimgebliebenen wie bei den Heimge-

kehrten und in der Fremde Gebliebenen fortsetzten. Ausschließlichkeit ihres Glaubens wird das besondere Merkmal des Neuen, kultische Gebräuche wie die Beschneidung und das Sabbatgebot erhalten entscheidende Bedeutung, die Tora wird Grundlage für das Verhältnis zu Gott. In der Diaspora wird die Synagoge zur Feste des Glaubens. In gewollter Abgesondertheit lebt jetzt das Gottesvolk und widmet sich seinen heiligen Schriften, von denen eine große Anzahl neu erstet, von denen die überlieferten zunächst in einzelne Sammlungen (Pentateuch, Prophetenkanon) zusammengefaßt werden und die schließlich alle zusammen als die Heilige Schrift in Erscheinung treten. Nach innen aber löst sich das Gottesvolk, bei dem die Diasporajuden sehr überwogen durch den Zustrom aus der heidnischen Bevölkerung, immer mehr auf in „die Frommen“ und „die Gottlosen“. Die Makkabäerzeit machte dies in erschütternder Weise sichtbar. Als Zeit ärgster religiöser Bedrängnis zeitigte sie das Danielbuch und damit die Entstehung der apokalyptischen Literatur. Ihre Gottesausagen beziehen sich auf den Weltenherrscher, den Alten der Tage, der alle Weltreiche überwindet und sein Reich aufrichtet – am Ende der Tage. Die Apokalyptik zielt auf die fernste Zukunft, auf das Endgericht, das alles Böse beseitigt und die ewige Gerechtigkeit bringt, ja den Tod überwindet und alle zur Auferstehung ruft. Der Glaube an die allgemeine Auferstehung der Toten wird lebendig, damit Jahwe als derjenige, der die Seinen an seiner Ewigkeit teilnehmen läßt.

Zusammenfassend würdigt der Verfasser *das alttestamentliche Erbe* mit den wichtigsten Ergebnissen seiner Untersuchung in seiner Bedeutung.

Das Buch ist eine ausgezeichnete Studie zum Verständnis des alttestamentlichen Gottesglaubens, dessen, was von oben in ihm sich birgt, und dessen, was Umwelt und der israelitische Geist an ihm gestaltet haben durch Assimilation und Antithese. Viele neue und interessante Aspekte werden dem aufmerksamen Leser geboten. In Einzelheiten, sowohl was einige Voraussetzungen als auch was einige Folgerungen angeht, kann man trotzdem anderer Meinung sein. Jedenfalls wurde mit diesem Buch eine wertvolle Diskussionsgrundlage geschaffen.

Dr. Karl Krämer

FRIEDRICH SCHRÖGER: Der Verfasser des Hebräerbriefes als Schriftausleger. (Biblische Untersuchungen, herausgegeben von Otto Kuss, Band 4.) Regensburg 1968. Verlag Friedrich Pustet. 360 Seiten.

Das Anliegen dieser überaus fleißigen und mühevollen Arbeit charakterisiert der Verfasser selbst außerordentlich treffend im Vorwort, aus dem wir deshalb die für unseren Literaturhinweis entscheidend einblickgebenden Sätze zitieren möchten.

F. Schröger schreibt dort: »Der Verfasser des Hebräerbriefes teilt mit den anderen Autoren der Schriften des Neuen Testaments die Auffassung, daß der besondere, eigentliche, wenn auch in mancher Hinsicht verschlüsselte Inhalt der „Schrift“, also des heiligen Buches der Juden, im wesentlichen unseres heutigen Alten Testaments, das Kommen und Wirken Jesu sei. Um die Gemeinde nun, an die er sich offenbar mit seinem Schreiben wendet und in der die „Schrift“ offenbar autoritative Geltung besaß, von dieser seiner Auffassung zu überzeugen, macht er sich daran, die neue Botschaft von Jesus Christus in der „alten“, „heiligen Schrift“, der ein-